

dtv

Cagliari, die alte sardische Hafenstadt, ein heruntergekommenes Viertel, ein schöner, einst nobler Palazzo, jetzt aufgeteilt in einzelne Wohnungen. Zwischen der Signora von unten und dem Signore von oben wohnt eine junge Studentin und träumt, wenn sie nicht studiert, von der großen Liebe. Ringsum leben Menschen aus aller Welt, es ist bunt, lebhaft und laut. Der Signore von oben ist ein amerikanischer Violinist in den Siebzigern, dem gerade die Frau davongelaufen ist. Die Signora von unten heißt Anna, ihre Wohnung ist dunkel und ärmlich. Anna hat drei Jobs, um das nötige Geld zu verdienen, ihre Tochter Natascia ist studiert, aber arbeitslos, und manchmal verliert sie vor Angst, dass ihr Verlobter sich eine andere suchen könnte, fast den Verstand. Anna ist herzkrank, doch als die Idee aufkommt, sie könne sich um Mr. Johnsons Haushalt kümmern, dauert es nicht lange und sie steckt ihren weichen und nicht mehr ganz jungen Körper in schöne Dessous, um ihn zu verführen. Der Reigen, der damit eröffnet ist, hat viele Runden. Doch wie immer überrascht Milena Agus mit unvorhergesehenen Wendungen, und meist sind es Wendungen zum Glück.

Milena Agus wurde in Genua als Kind sardischer Eltern geboren. Heute lebt sie in Cagliari auf Sardinien, wo sie an einer Schule Italienisch und Geschichte unterrichtet. Mit ›Die Frau im Mond‹ (2007), ihrem zweiten Roman, wurde Milena Agus zur internationalen Bestsellerautorin.

Milena Agus

Die Welt auf dem Kopf

Roman

Aus dem Italienischen
von Monika Köpfer

dtv

Von Milena Agus sind bei dtv außerdem erschienen:
Die Frau im Mond (13736)
Solange der Haifisch schläft (13774)
Die Flügel meines Vaters (13912)
Die Gräfin der Lüfte (14027)
Magie der Leidenschaft (14392)

Die im Motto zitierten Zeilen aus Romain Garys Roman
»Du hast das Leben noch vor dir« wurden von Eugen Hemlé
ins Deutsche übersetzt. Der Roman erschien 2002 im
Diana Verlag, München. Der Verlag dankt Eugen Hemlé
für die freundliche Genehmigung zum Abdruck.

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de



2016 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Die italienische Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel »Sottosopra« bei nottetempo, Rom.
© 2013 der deutschsprachigen Ausgabe:
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: Lisa Höfner / dtv
unter Verwendung eines Fotos von plainpicture / Angela DeCenzo
Gesetzt aus der Bulmer
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14491-9

*»Sehen Sie, wie schön Madame Rosa war, vor den Ereignissen.
Sie sollten sie heiraten ...«*

*»Ich hätte sie vielleicht vor fünfzig Jahren geheiratet,
wenn ich sie gekannt hätte, mein kleiner Mohammed.«*

*»In fünfzig Jahren hätten Sie sich aneinander gewöhnt.
Jetzt können Sie sich viel besser leiden, und um sich anzuöden,
haben Sie keine Zeit mehr.«*

Romain Gary, ›Du hast das Leben noch vor dir‹

Erster Teil

Eins

Bevor ich die Signora von unten und den Signore von oben kennenlernte, interessierte ich mich nicht für das Alter. Meine Eltern kamen erst gar nicht dazu, alt zu werden; mein Vater nahm sich viel zu früh das Leben, und Mama wurde wieder zum Kind. Zu meinen Großeltern habe ich keinen Kontakt mehr, und die Pflegerin meiner Mutter ist ein junges Mädchen.

Jedenfalls hätte ich mir nie vorstellen können, dass ein alter Mensch je meine Fantasie beflügeln könnte. Bis ich der Signora von unten und dem Signore von oben begegnete. Seither ist das Alter für mich nicht mehr etwas Dunkles, sondern wie ein helles Flackern, womöglich das letzte.

Zwei

Vor einiger Zeit klopfte Mr. Johnson, der Signore von Oben, an meine Tür. Er war gekleidet wie ein Gentleman, mit schlichter Eleganz, außer dass seine Schnürsenkel nicht gebunden waren, sein Hosensaum herunterhing und er zwei verschiedenfarbige Socken trug.

»Ich wohne im oberen Stockwerk«, sagte er. »Wir sind Nachbarn.«

»Ich weiß. Unser Haus ist ja nicht so groß, dass man sich nie über den Weg läuft.«

Er hatte eine Bitte: Ob ich vielleicht seine Blumen gießen könnte. Er spiele nämlich Geige auf Kreuzfahrtschiffen und müsse demnächst zu einer neuen Reise aufbrechen, und seiner Frau lägen die Blumen sehr am Herzen, vor allem die Rosen und die Pflanzen mit den roten Erbsen, und er wolle nicht, dass sie sie bei ihrer Rückkehr vertrocknet vorfinde.

»Es gibt keine roten Erbsen, Mr. Johnson, Sie meinen wahrscheinlich Beeren.«

Vor ein paar Tagen kam er dann von der Kreuzfahrt zurück und klopfte wieder an meine Tür, um sich bei mir zu bedanken. Den Rosen und den roten Erbsen gehe es prächtig, sagte er, doch das war nicht der eigentliche Grund seines Besuchs. Es war ihm ein bisschen peinlich, aber er wollte mich fragen, ob ich unter meinen Mitstudentinnen eine ausfindig machen könnte, die ihm für Kost und Logis den Haushalt führen würde. Seine Frau sei nämlich fortgegangen, vielleicht für immer, und jetzt brauche er nicht nur ein Zimmermädchen, sondern eine richtige Haushälterin, denn mit Staubwischen allein sei es ja nicht getan. Er sehe mich nämlich immer mit einem Bücherstapel unter dem Arm und habe den Eindruck, dass man mir vertrauen könne.

Ich brauchte gar nicht lange nachzudenken, sondern begab mich schnurstracks zu Anna, der Signora von unten, die sich, obwohl herzkrank, mühsam ihren Lebensunterhalt verdienen muss. Tag für Tag fährt sie mit dem Bus quer durch die Stadt zu ihren verschiedenen Putzstellen und muss mehrmals umsteigen. Bestimmt würde sie sich glücklich schätzen, wenn sie stattdessen nur zwei Treppen in den oberen Stock hinaufgehen müsste.

Kurz darauf saßen wir, die Signora von unten und ich, auf dem Sofa und warteten auf den Signore. Sie schaute mich an, als wollte sie sagen: »Was für eine Wohnung dieser Signore von oben hat! Ach, so eine schöne Wohnung. Hast

du gesehen, wie hell sie ist? Und die Sonnenterrasse mit Meerblick, ach, und diese Spiegel!«

Ein Zimmermädchen, das wie ein Zimmermädchen angezogen war, bat uns, im Salon Platz zu nehmen. »Er kommt gleich«, sagte sie und ließ uns allein.

Dann betrat Mr. Johnson den Raum, gekleidet wie ein Gentleman, mit schlichter Eleganz, außer dass sein Jackett-ärmel zerrissen war.

»Ihr Jackenärmel ist zerrissen!«, sagte ich und deutete auf seinen Ellbogen.

Er entschuldigte sich und ging wieder hinaus, ich dachte, um sich umzuziehen, und Anna warf mir einen vorwurfsvollen Blick zu, aber als er wieder hereinkam, hatte er noch immer dieselbe Jacke an.

»Mr. Johnson«, sagte ich, »das ist die Signora von unten, die für Sie arbeiten könnte.«

»Oh, vielen Dank!«

»Meine Freundin kann alles – kochen, nähen, putzen, waschen –, und sie bügelt wie keine andere.«

»Danke!«

»Mr. Johnson, die Signora arbeitet auch in anderen Haushalten, aber wenn Sie wollen, kann sie schon morgen bei Ihnen anfangen.«

»Danke!«

»Dann also bis morgen, Mr. Johnson?« Endlich hatte Anna auch einmal etwas gesagt.

»Bis morgen!«

Endlich hatte Mr. Johnson sie angesehen und direkt mir ihr gesprochen.

»Auf Wiedersehen!«

»*See you soon!*«

Und wir gingen wieder.

Während des Vorstellungsgesprächs, das eigentlich kein richtiges Vorstellungsgespräch war, hatte er ein bisschen zu oft »Danke!« gesagt, als wären wir gekommen, um ihm einen Gefallen zu tun, und nicht wegen der Stelle, aber wir dachten, dass es sich nur um eine weitere merkwürdige Angewohnheit bei ihm handelte, wie die nicht gebundenen Schnürsenkel, die verschiedenfarbigen Socken oder der zerrissene Ärmel. Deswegen zerbrachen wir uns auch nicht weiter den Kopf, sondern stiegen wieder in die dunkle Wohnung der Signora hinunter, um das gelungene Vorstellungsgespräch zu feiern. Die einzige Lichtquelle der Wohnung ist die Verandatür des Wohnzimmers – des »guten Zimmers« –, die gleichzeitig der Wohnungseingang ist und auf die Hintertreppe hinausgeht, und wenn man ein wenig Privatsphäre haben will, muss man den Vorhang vorziehen. In der übrigen Wohnung ist es immer Nacht – in der Küche, im Bad und im Schlafzimmer –, weil die paar wenigen winzigen Fenster, die es gibt, auf die Treppe hinausgehen. Und das einzige Panorama, das sie bieten, sind die Beine der Nachbarn aus der oberen Wohnung. Anna begab sich, um heiße Schokolade mit der automatischen Espressomaschine zuzubereiten, die ihr ihre Tochter von ihrem ersten Gehalt

gekauft hatte, in die dunkle Küche mit den an den Wänden hängenden Pfannen, den zwei alten, separaten Wasserhähnen und den Regalen voller Konserven, Einweckgläser mit Marmelade und in Öl eingelegtem Gemüse. Im Grunde ist eine automatische Espressomaschine angesichts all der anderen Dinge, die Mutter und Tochter dringend bräuchten – zum Beispiel moderne Armaturen oder eine Zentralheizung für den Winter, wenn es so kalt in der Wohnung ist, dass der Atem zu weißen Wölkchen gefriert –, so ziemlich das Letzte. Aber die Signora von unten hat nun einmal eine Vorliebe für unnötige und ausgefallene Dinge. Das »gute Zimmer«, das mit der großen Verandatür zur Hintertreppe, erinnert mich immer ein bisschen an eine große Hütte, die ein Schiffbrüchiger gebaut und mit lauter Dingen ausgestattet hat, die bei hohem Seegang ans Ufer gespült wurden: Tische und Beistelltische, bunt zusammengewürfelte Stühle, darunter schmiedeeiserne und welche mit geschnitzten Rückenlehnen in Tiergestalt, eine Anrichte mit überladenen Verzierungen, ein Bücherregal aus den Sechzigerjahren, dunkelrote Brokatvorhänge und, dahinter, Jalousien.

Anna findet ihre Wohnung ebenso gewöhnlich wie ihren Namen, er ist ihr zu schlicht und leise. Dafür hat sie sich beim Namen ihrer Tochter, Natascha, ausgetobt. Die hätte wiederum lieber einen normalen Namen gehabt und findet ihn einfach nur peinlich.

Anna deckte den Kaffeetisch im guten Zimmer und goss die Schokolade in zwei Porzellantassen, zu ihrem Bedauern

allerdings aus einer einfachen Keramikkanne, einem Werbe-
geschenk von Mulino Bianco.

»Sobald ich es mir leisten kann, kaufe ich eine richtige
Schokoladenkanne aus Porzellan, wie es sich gehört«, sagte
sie entschuldigend.

»Vom ersten Lohn, den dir Mr. Johnson bezahlt.«

»O ja, was für ein Glück! Ich habe geahnt, dass mir et-
was Außergewöhnliches passieren wird«, sagte sie. »Und
jetzt weiß ich, was es war: dass ich in die obere Wohnung
gehen würde. Hast du gesehen, wie das Licht auf den Ter-
rassenfenstern spielt und wie hoch die Decken sind? Sie
haben sogar ein Schrankzimmer. Alle reichen Leute haben
ein Schrankzimmer. Und dort gibt es nicht nur Schränke,
sondern auch ein Bügelbrett mit ausklappbarem Ärmel-
brett, ein Dampfbügeleisen und eine Nähmaschine, mit der
man auch sticken kann. Nur Mr. Johnsons Zimmer sieht ein
bisschen aus wie die Zelle von einem Trappistenmönch, fin-
dest du nicht auch? Ein Bett, eine Kommode, ein Sessel und
ansonsten nur Geigen – Geigen und Notenständer. Wie die
Zelle von einem musikalischen Trappistenmönch, um genau
zu sein.«

»Aber, was mir nicht gefallen hat, ist, dass er immer nur
»Oh, Danke!« gesagt hat. Wofür musste er sich denn bedan-
ken? Wir sind doch nicht zu ihm gegangen, um ihm einen
Gefallen zu tun. Im Übrigen habe ich von den Nachbarn ge-
hört, dass Mrs. Johnson, seine Frau, vor einiger Zeit mit zwei
Koffern aus dem Haus kam und in ein Taxi stieg, wobei sie

»Du Schwein!« zu ihm sagte. Und er stand in der Haustür und sah sie mit dieser verträumten Miene an, die er immer zur Schau trägt, während der Taxifahrer das Gepäck im Kofferraum verstaute.«

»*Mischineddu*« – der arme Kerl –, »seine Frau hat ihn allein mit dem Hausmädchen gelassen!«, sagte Anna in ironischem Ton. »Und die hat nichts Besseres gewusst, als monatelang die Spiegel und Fenster zu putzen und das Silber auf Hochglanz zu polieren, weil sie gedacht hat, dass Mrs. Johnson bald zurückkommt. Dabei legt er auf solche Dinge gar keinen Wert. Hast du in den Kühlschrank geschaut?«

»Ja, hab ich«, erwiderte ich. »Man könnte meinen, er hätte einen Dornröschenschlaf gehalten: Stalaktiten, grün verschimmelter Käse, saure Milch und welke Petersilie. Und die Tomaten erst, hast du die Tomaten gesehen? Und den verfaulten Kopfsalat? Ich habe einen raschen Blick auf das Verfallsdatum der Butter geworfen, es ist ungefähr identisch mit dem Zeitpunkt, als seine Frau ihn verlassen hat.«

»Seine Frau muss eine richtige Angeberin sein, wenn sie sich Mrs. Johnson nennt. Sie ist Sardin durch und durch und macht einen auf Amerikanerin.«

»Ich weiß allerdings, dass sie eine sehr reiche Sardin ist.«

»Woher du nur immer alles weißt, meine kleine Topfguckerin, sogar das Verfallsdatum der Butter hast du nachgesehen!«

»Aber ich mische mich nicht in anderer Leute Angelegenheiten ein. Ich interessiere mich für sie, jedoch nicht, um über sie herzuziehen, sondern um sie besser zu verstehen.«

»Du solltest Detektivin oder Anwältin oder Richterin werden. Warum studierst du ausgerechnet Literatur?«

Drei

Seit meinem zehnten Lebensjahr verbrachte ich jeden Sommer hier, nach dem Unglück, das heißt, nachdem Papa gestorben und Mama verrückt geworden war. Mit meiner Tante und meinem Onkel, die mein Vormund waren, und meinen Cousins kam ich in den Sommerferien aus unserem Dorf hierher. Meine Großeltern mütterlicherseits hatten die Wohnung in Cagliari gekauft, weil sie dachten, das Meer würde mir guttun. Jeden Tag riefen sie an, um sich zu vergewissern, dass wir am Poetto-Strand gewesen waren und ich viel gerannt und geschwommen war. Sie wurden nicht müde, meine Tante zu ermahnen, auch ja gut aufzupassen, dass ich nicht zu weit ins Meer hinausschwamm, für den Fall, dass ich auf dumme Gedanken käme, denn man wisse ja, wes Kind ich sei. Ich war mir jedoch sicher, dass mir nichts zustoßen würde. Im Gegenteil, ich sorgte mich um

die anderen, dass sie ertrinken könnten, und wenn meine Cousins oder meine Tante und mein Onkel im Wasser waren und sie mir nicht antworteten, wenn ich sie rief, war ich außer mir vor Angst. Ich fuhr immer mit Herzklopfen nach Cagliari, denn hier wusste niemand über mich Bescheid, und niemand stellte Fragen. Auf dem Land hingegen fragten die Leute, wenn sie einen nicht kannten, einfach: »*Fill'è chini sesi?*«, was heißt: »Wessen Tochter bist du?« Und ich antwortete immer wahrheitsgemäß, wer meine Eltern waren, worauf sie mich mitleidig ansahen. Hier in Cagliari waren sogar meine Tante und mein Onkel entspannt, und ich lief mit meinen Cousins unbeschwert herum, als gäbe es hier keine Gefahren, als lauerten sie nur zu Hause auf dem Dorf.

Nach dem Unglück hätte ich auch zu meinen Großeltern ziehen können, aber meine Mama brauchte mich: Verwirrt, wie sie war, wollte sie mich um sich haben und wartete immer schon auf der Veranda oder Loggia unseres Hauses, von wo aus sie mich am besten sehen konnte, wenn ich mich dem Hauseingang näherte. Und morgens, wenn ich in die Küche kam, lächelte sie mich an, als wäre ich für sie eine unglaubliche Überraschung, und konnte es kaum erwarten, ihr Milchkaffeeritual zu beginnen. Aber statt mir ein Marmeladenbrot zu machen, bestrich sie das Tischtuch mit Marmelade. Mittlerweile hatten beide Großelternpaare die Beziehung zu ihr abgebrochen; ihre eigenen Eltern ertrugen es nicht länger, ihre Tochter zu besuchen, die sie nicht mehr erkannte, und meine Großeltern väterlicherseits gaben

ihr die Schuld an Papas Selbstmord. Folglich war es ihnen recht, dass meine Tante die Vormundschaft für mich übernahm, Mamas Schwester, die verheiratet war und Kinder ungefähr in meinem Alter hatte. Doch war meine Tante immer angespannt, wenn wir uns auf dem Land aufhielten. Wenn sie zum Beispiel für meine kleinen Cousins einen Kindergeburtstag gab, griff sie immer zu einer List, damit ich nicht dabei war, um die Gäste nicht in Verlegenheit zu bringen. Mama stand, schon bevor sie wahnsinnig wurde, im Ruf, nicht ganz richtig im Kopf zu sein, noch in der Zeit vor Papas Tod, als nur sie beide von der Schülerin wussten, in die Papa sich verliebt hatte. Immer wieder machte sie etwas Verrücktes, zum Beispiel versuchte sie, die Todesarten von berühmten literarischen Figuren nachzuahmen, denn als Lehrerin kannte sie sich in der Literatur aus. Einmal lief sie durchs Haus und stieß immer wieder den Kopf gegen die Wand, wie Pier delle Vigne in der ›Göttlichen Komödie‹, nachdem Friedrich II. ihn unschuldig in den Kerker geworfen hat. Ein andermal stürzte sie sich in einen Bewässerungskanal, genau wie Ophelia – deren Namensvetterin Mama im Übrigen ist –, nachdem Hamlet zu ihr gesagt hat: »Geh in ein Kloster!«

Manchmal nahm sie mich im strömenden Regen mit hinaus und ging mit mir auf den matschigen Wegen spazieren, während der Wind unsere Regenschirme umklappte, sodass sie hinterher unbrauchbar waren. Zerzaust, vor Kälte zitternd und von oben bis unten mit Schlamm bespritzt, kehrten wir nach Hause zurück.